

SIMONE
BUCHHOLZ

MEXIKORING

KRIMINALROMAN



SIMONE
BUCHHOLZ

MEXIKORING

Kriminalroman

Suhrkamp

Erste Auflage 2018

suhrkamp taschenbuch 4894

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagfoto: Achim Multhaupt/laif

Umschlag: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46894-4

Jede Nacht trafen wir uns am Zaun.
Wir schliefen ein
und hielten uns an den Händen
nur am Morgen hatte ich eine
tiefe Rille im Handgelenk.
Aber sie haben den Zaun abgerissen
und sie haben eine Mauer hingebaut
und ich steh jede Nacht an der Mauer
und ich schlag meinen Knochen
an den Stein.

*Franz Dobler, Jesse James und
andere Westerngedichte*

NUR EIN PARKHAUS

Erinnerst du dich noch an den Tunnel? Das ewig lange Loch aus Stein?

Klar erinnere ich mich. Wie oft wir durch diesen Tunnel gegangen sind.

Wenn uns einer erwischt hätte, ey. Ich hatte jedes Mal Angst, dass ein Auto hält, dass uns einer sieht, einer deiner Brüder vielleicht, und dann Riesenärger und alles.

Ach. Bullshit. Ich war doch unsichtbar.

Dafür warst du eine Menge wert. Fünfzigtausend, mindestens.

Für eine wie mich hätten sie nicht mal mehr Dreißigtausend gekriegt.

Immerhin. In mich haben sie ja nur reingebuttert, also, wenn man sich das jetzt von hier aus anschaut.

Aber dich haben sie wenigstens gesehen.

Die wussten doch gar nicht, wer ich bin. Und jetzt bin ich der, den es nicht mehr gibt.

Na und? Mich bringen sie um, wenn sie nur herausfinden, wo ich bin.

Tschuldigung. Manchmal bin ich ein Arsch.

Ach, bist du nicht.

Kann ich dich in den Arm nehmen?

Zu hell hier.

Jedenfalls, der Tunnel.

Was ist mit dem Tunnel?

Ich muss oft an ihn denken.

Warum?

Weil ich ja immer dachte, dass ich da eines Tages wirk-

lich durchgehen kann. Von der Schule zum Kampfsport, und dann eben nicht nach Hause. Dann einfach weiter zum Bahnhof. Und weg.

Hast du doch gemacht.

Vielleicht bin ich am Bahnhof in den Zug gestiegen, aber ich bin nie wirklich irgendwo angekommen. Ich bin immer noch zwischendrin, ich bin immer noch in diesem Tunnel, und da ist es dunkel.

Sei nicht so pathetisch. Am Ende geht's doch raus aus dem Tunnel, aus jedem Tunnel geht's irgendwann raus, und dann ist da Licht.

Als wärst du irgendwo. Weißt du doch besser als ich, dass es so nicht funktioniert. Und, verdammt, das Licht gähnt inzwischen, wenn es mich sieht. Das Licht weiß ganz genau, dass mit mir gar nichts mehr geht: Der kommt da nie raus. Ich schwör dir, das Licht lacht mich sogar aus. So wie das bisschen Licht am Ende von dem Tunnel da vorne, ich kann es bis hierher lachen hören.

Das ist kein Tunnel. Da geht's nur unter dem Parkhaus durch.

Whatever.

Ich muss los.

Sehen wir uns heute Nacht am Hafen?

Weiß ich nicht.

Okay. Ich bin dann einfach da.

Okay.

Sonst morgen früh wieder hier.

Sonst morgen früh hier.

Versprochen?

Versprochen.

VIELLEICHT SIND PLASTIKTÜTEN JA IRGENDWANN DIE BESSEREN MÖWEN

Als würden die Gebäude über die Menschen hereinbrechen. Eins, zwei, Würfelhusten, große Würfel, alle tot. Ein paar Architekten auf Speed, die gegeneinander Tetris spielen wollten, und dann ist das alles aus dem Ruder gelaufen. Brutale Brocken aus Waschbeton und Stahl stehen in der Gegend herum, in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts waren sie mal weiß, es hat mal geblänzt, inzwischen blättert das Licht in großen Stücken ab.

Überall sind Risse.

Dazwischen verspiegeltes Glas, keine Gnade. Die wenigen Fenster, die auf sind, könnten auch eingeworfen worden sein oder zerbrochen oder sonstwie weg, man weiß nicht, wo genau die schwarzen Löcher in den Fassaden herkommen. Die Straßen sind Schluchten, und obwohl hier und da immer mal wieder ein einsamer Baum oder eine tapfere Grünfläche gepflanzt worden sind, ist das kein Ort für welche Art von Leben auch immer.

Zu meinen Füßen liegt ein himmelblaues Feuerzeug, mitten in einem Haufen aus heruntergefallenem Putz, das kommt mir gleichermaßen traurig und tröstlich vor, ich hebe es auf. Der warme Wind wirbelt eine Plastiktüte durch die Luft, eine zweite fliegt hinterher. Vielleicht sind Plastiktüten ja irgendwann die besseren Möwen.

Manchmal halte ich mich an Dingen fest, die einfach so vorüberwehen, das gibt dem Wesentlichen ein bisschen Aufschub, schützt mich aber natürlich nicht davor, mich

mit der Sache zu beschäftigen, wegen der ich hier bin, also schiebe ich das Feuerzeug in meine Hosentasche und die fliegenden Plastiktüten aus meinen Gedanken und nähere mich dem beinahe toten Mann in dem halb verkohlten Auto.

Es war einer dieser Anrufe am frühen Morgen, die einen ohne Punkt und Komma auf die Spur schicken. Ob ich da eben hin könnte. Ein brennendes Auto. Schon wieder. Wir müssten das mit den brennenden Autos langsam mal in den Griff kriegen, hieß es.

Die brennenden Autos interessieren mich nicht besonders. Du weißt genau, warum deine Autos brennen, Hamburg.

Aber diesmal wurde nicht nur ein Auto angezündet, sondern auch ein Mensch. Menschen in Autos anzünden, leck mich am Arsch, so geht's ja nicht.

Ich hatte auf Kaffee verzichtet, bin nur schnell in die Stiefel gerutscht und dann ins Taxi. Als ich im Norden der Stadt ankam, war ein Feuerwehrmann gerade dabei, den Brandort weiträumig abzusperren. Er hat gesagt, der schwarze Fiat hätte nicht lange gebrannt, sie wären schnell hier gewesen. Sie hätten sowieso gerade in dieser Ecke zu tun gehabt, weil ja seit dem letzten Sommer morgens überall immer die Autos brennen, was für eine Frechheit und überhaupt, so was, unsere schönen Autos.

»Ja, ja«, hab ich gesagt, dieses Autothema geht mir auf die Ketten.

»... und heute Morgen«, hat er dann einfach weitergeredet, »haben sie eben hier in der City-Nord gebrannt.«

Es brennt doch sowieso an allen Ecken und Enden, denke ich, während ich noch ein bisschen unsortiert rumstehe, weil ich so furchtbar müde bin. Alle regen sich ständig über die Feuer auf, und alle regen sich über die Hubschrauber

auf, die die Stadt in der Dämmerung nach Brandherden absuchen, und natürlich nicht zu überhören sind, aber sie sollten sich nicht über die Hubschrauber aufregen, und auch nicht über die brennenden Autos. Sie sollten sich über das aufregen, was Menschen dazu bringt, Sachen anzuzünden. Die Wut, den Zorn, die Dummheit. Wir halten uns die Ohren zu, als könnten wir unsere Gehirne dann gleich mit zuhalten.

Das Feuer hat nur den vorderen Teil des Fiats erwischt, von hinten sieht der Wagen fast aus wie neu. Aber der Rauch steht noch im Innenraum, das Gift muss durch alle Ritzen gekrochen sein.

Die Fahrertür des Fiats wurde aufgeschnitten.

»War das Auto abgeschlossen?«, frage ich den Notarzt, der neben dem Mann auf dem Asphalt kniet, und einen Zugang für eine Infusion legt. Sein Kollege pumpt dem Bewusstlosen Sauerstoff in die Lungen.

»Alle Türen verriegelt«, sagt der Notarzt. »Aber ein bisschen gewundert hab ich mich schon, dass er keine Hilfe gerufen hat, hat doch jeder ein Telefon dabei, heutzutage. Oder dass er die Tür nicht einfach aufgemacht hat, das geht ja eigentlich immer.«

»Vielleicht hat er geschlafen«, sage ich.

»Vielleicht war er besoffen«, sagt der Notarzt, und es hört sich an wie ein Vorwurf.

»Aber er wird's überleben, oder?«

Schulterzucken.

»Kann ich nicht sagen. Kommt drauf an, wie lange er da dringelegen hat. Und welche Mischung er eingeatmet hat. Die Feuerwehr sagt, dass sie zehn Minuten nach der Brandmeldung da war, da wird das Auto aber natürlich schon ein paar Minuten gebrannt haben, so genau weiß man das ja nie.«

»Wie sind seine Chancen?«

»Ab zwölf Minuten im Rauch nicht mehr so gut.«

Der Mann auf der Trage hat eins von diesen Gesichtern, die älter aussehen, als sie sind. Elegant geschnittene Züge, starker Bartschatten, aber die Haut sieht weich und glatt aus, die Wimpern und die Augenbrauen sind dicht und dunkel. Er ist noch keine dreißig. Die schwarzen Locken sind fast kinnlang.

Er trägt einen dunklen, nicht besonders teuer aussehenden Anzug, das helle Hemd haben sie aufgerissen, damit sie ihn im Notfall schnell wiederbeleben können. Bisher schien das allerdings nicht nötig gewesen zu sein, also schlägt das Herz noch.

Außenrum überall Dämmerung.

»Gute Konstitution, der Typ«, sagt der Notarzt und steht auf. »Ziemlich stark.«

Ich finde ihn vor allem zart, aber das sage ich nicht, das kann ich nicht mal richtig denken, ich befürchte, allein der Gedanke könnte ihn schwächen.

Er ist dann offenbar so weit versorgt, die Infusion sitzt, die Sauerstoffmaske auch. Zwei Sanitäter heben die Trage vorsichtig hoch und schieben sie in den Krankenwagen.

»Wo bringen Sie ihn hin?«, frage ich.

»Krankenhaus Barmbek«, sagt der Notarzt.

»Danke«, sage ich.

Der Arzt sieht mich etwas ratlos an und sagt: »Da nich für.«

Dann fahren sie los.

NOCH IST NICHT WIRKLICH TAGSÜBER

Die Kripo ist auch da und kümmert sich um das Auto.

»Vermutlich der Klassiker«, sagt ein junger Kollege in schwarzem Hemd und grauer Pilotenjacke. »Grillanzünder auf den Vorderreifen, und ab dafür.«

Seine kurzen straßenkötterblonden Haare liegen etwas verwirrt auf seinem Kopf herum, manche zeigen nochmal ganz woanders hin. Er sieht mindestens so müde aus, wie ich bin, entweder er ist noch die Nachtschicht oder gerade erst aus dem Bett gefallen.

Komm, denke ich, wir legen uns wieder hin.

Gleich hier, einfach auf die Straße.

Augen zu und weg damit.

Er bleibt tapfer stehen.

Hält mir eine kleine Mappe hin.

»Die Autopapiere waren im Handschuhfach. Sollten Sie sich mal ansehen.«

»Was ist damit?«

Ich nehme die Papiere an mich.

Der Pilotenpolizist versucht, mich zu fokussieren. Es wird ihm nicht gelingen. Zu dieser Stunde bin ich grundsätzlich unscharf.

»Der Name«, sagt er und gibt nicht auf, er kuckt immer noch in mein Gesicht und konzentriert sich hart.

Ich kann ihm da leider nicht helfen und blättere in dem Etui. Der Fiat Punto wurde im Jahr 2014 auf einen Nouri Saroukhan zugelassen.

»Oh«, sage ich, »Saroukhan.«

»Mhm«, sagt der Polizist.

Ich starre auf das Etui in meiner Hand, der Kollege starrt mich noch ein paar Sekunden an, immer noch unscharf, verdammte Axt, und dann wird es ihm wohl zu blöd. Er zieht leicht angesäuert die Mundwinkel nach unten und die Augenbrauen nach oben, als hätte er mir eben eine sehr wichtige Frage gestellt und keine Antwort bekommen.

»Haben Sie sonst irgendwelche Papiere bei dem Mann gefunden?«, frage ich.

»Wir haben ihn nicht durchsucht, der Notarzt hatte darum gebeten, ihn erstmal in Ruhe stabilisieren zu dürfen. Und die Papiere laufen uns ja nicht weg.«

Ich nicke, kann meinen Blick nicht von dem Namen *Saroukhan* abwenden, und sage: »Rufen Sie doch bitte gleich im Krankenhaus Barmbek an. Falls der Mann Papiere bei sich hat, sollen sie die für uns bunkern. Wenn das wirklich Nouri Saroukhan ist, ist die Sache vielleicht um einiges größer, als sie auf den ersten Blick aussieht.«

Ich drücke ihm das Etui mit dem Fahrzeugkram in die Hand. Dann hole ich mein Telefon raus und rufe Stepanovic an, weil ich glaube, dass ihn das hier auf jeden Fall interessieren wird. Ich hätte auch gleich beim Dezernat für Organisierte Kriminalität anrufen können, aber Stepanovic ist ja so was in der Art, und wir haben uns ein paar Tage nicht mehr gesprochen.

Er geht schnell ran, nach dem zweiten Klingeln oder so, hustet aber tierisch umständlich in der Gegend herum. Er behauptet, er wäre zu Hause und würde sich so schnell wie möglich auf die Socken machen. Als er mal kurz aufhört zu husten, dudeln im Hintergrund alte Musik und eine junge Frauenstimme.

Ich erkläre ihm, worum es geht und wo genau er hin-

kommen soll, dann lege ich auf, ohne mich zu verabschieden.

Von wegen zu Hause, denke ich. Blödmann. Es stört mich nicht, dass er da mit irgendeiner Frau sein Herz formatiert, der kann rumkaspern, mit wem er will und wo er will, mir doch egal. Was mich nervt, ist, dass er mir erzählt, er wäre zu Hause, wo ich doch weiß, dass er nachts nie nach Hause geht. Er geht nur tagsüber nach Hause. Und noch ist nicht wirklich tagsüber, das Licht kriecht gerade erst den Horizont hoch. Stepanovic soll jetzt bloß nicht anfangen, mich zu verarschen, nicht jetzt, wo wir befreundet sind oder was auch immer.

Der Kollege von der Kripo hat auch aufgelegt und sieht mich schon wieder so irritiert an.

Ich weiß, es ist etwas viel so früh am Morgen, und es ist früh, aber verdammt, junger Mann, so ist das, wenn man sich zur Unzeit mit alten Frauen trifft, die nicht mehr schlafen können und immer, immer müde sind. Dann sind die eben noch unscharf, dann hatten die im Zweifel noch keinen Kaffee, und dann werden die auch schnell mal sauer.

Aber er kann natürlich nichts dafür.

Ich entknittere meine Stirn und enteise meinen Blick und sehe ihn an. Der Kleine ist wirklich furchtbar derangiert. Irgendwas ist gekommen und hat ihn auseinandergenommen, vielleicht war es aber auch nur die letzte Nacht. Er schaut weg von mir und auf das Telefon in seiner Hand.

»Die im Krankenhaus haben die Papiere gefunden«, sagt er. »Nouri Saroukhan, deutscher Staatsbürger, achtundzwanzig Jahre alt, geboren in Bremen, aktuell in Eimsbüttel gemeldet, in den Grindelhochhäusern.«

»Okay«, sage ich, »danke«, und ich versuche ein Lächeln,

das wahrscheinlich aussieht, als hätte ich Reißnägel im Mund. »Haben Sie ein Telefon gefunden?«

Er schüttelt den Kopf.

»Die Ärztin am Telefon sagte gerade, dass er keins dabei hatte.«

Kein Telefon.

Verriegelte Türen.

Ein Versehen war das wohl nicht.

»Also«, sage ich, »Sie lassen sich die nächsten zehn Minuten von niemandem anquatschen und passen hier gut auf, bis der Kollege Stepanovic vom LKA 44 da ist, ja? Ich gehe Kaffee holen.«

Ein Nicken, ein stilles Zucken um die Mundwinkel.

Er ruft mir noch hinterher, dass es super wäre, wenn ich eventuell auch Zigaretten mitbringen könnte. Ich recke die linke Faust in die Höhe und strecke den Zeigefinger und den kleinen Finger in die Luft.

Der Jungfuchs hat tatsächlich überhaupt noch nicht überrissen, mit wem er seit heute zusammenarbeitet.

IN HAMBURG STERBEN

Ein funktionierendes Café war in dieser Einöde aus Bürohochhäusern um die Zeit noch nicht zu finden, aber ich habe einen 24-Stunden-Kiosk erwischt. Es gibt zwei verschiedene Boulevardblätter, die liegen stapelweise vor der Kasse, und dann liegt da noch eine Alibiausgabe der seriösen Erwachsenenzeitung. Es gibt ein Süßigkeitenregal und ein Regal mit Kartoffelchips, es gibt einen Kühlschrank mit Bier und Limonadenkram, es gibt Zigaretten ohne Ende, und hinterm Tresen gibt es einen Kaffeevollautomaten mit jeder Menge Knöpfen. Aber es gibt niemanden, der irgendwas davon verkaufen oder bedienen würde.

»Hallo?«

Nochmal: »Hallo?«

Keiner da.

Ich gehe vor die Tür und zünde mir eine Zigarette an. Um mich herum Versicherungskonzerne, was nicht unbedingt dazu führt, dass ich mich sicherer fühle.

Mir wird ein bisschen schlecht. Ich denke wieder mal darüber nach, in Zukunft erst nach Einbruch der Dunkelheit zu rauchen, verwerfe die Idee aber drei Sekunden später, rauche die Zigarette wenigstens zur Hälfte und gehe wieder rein.

»Hallo?«

Immer noch keine Antwort.

Gut. Dann zapft die Frau Staatsanwältin hier wohl noch selbst. Wenn ich das in den letzten beiden Jahrzehnten richtig beobachtet habe, muss man ja nur ein paar Knöpfe drücken. Ich betanke nacheinander vier Pappbecher mit

brauner Brühe, ohne dass was schiefeht. Wenn sich doch alles im Leben so leicht auffüllen lassen würde.

Ich lege 25 Euro auf den Tresen, verlasse den Laden mit zwei Schachteln Zigaretten, einem Feuerzeug und den vollen Bechern auf einem Papptablett und mache mich auf den Weg zurück zu dem verbrannten Auto. Ein Kirschbaum lässt seine letzten Blüten fallen, als ich an ihm vorbeigehe. Nicht mal die Tapete hält. Links und rechts im Augenwinkel Angestelltengefängnisse.

Das Parkhaus, hinter dem der Fiat auf einer in Beton gegossenen Lichtung steht, hat ein Erdgeschoss, das eher eine Unterführung ist, und am Ende dieses halben Tunnels parkt der braune Mercedes von Ivo Stepanovic. Beide, Kommissar und Auto, haben schon bessere Zeiten gesehen. Beim einen hängen die Lider, beim anderen die Scheinwerfer. Aber wenn es drauf ankommt, funktioniert aber alles noch.

Stepanovic und der junge Polizist haben Zigaretten in den Mundwinkeln und die Hände in den Hosentaschen. Der Junge hatte also wohl keine Angst davor, den Alten sofort anzuschnorren. Stepanovic scannt den Tatort, der müde Kollege unterhält sich mit einem zweiten Kripomann, für den wiederum ich eben offenbar noch zu müde war, den hab ich gar nicht bemerkt. Er hält jetzt Nouri Saroukhans Fahrzeugpapiere in der linken Hand. Die andere streckt er mir entgegen, als er mich mit dem Kaffee kommen sieht, nimmt mir aber nur das Tablett ab.

»Das ist ja fantastisch, dass Sie für uns alle Kaffee geholt haben.«

Okay, den finde ich jetzt schon langweilig.

Und ich hab keineswegs für alle Kaffee geholt, denn inzwischen sind auch zwei uniformierte Kollegen da, die alles, was die Feuerwehr schon abgesperrt hat, nochmal

absperren und dann jede Menge Fotos machen. Ich kann mich nicht entscheiden, ob ich mich für den fehlenden Kaffee entschuldigen oder wegducken soll. Stepanovic klärt das für mich.

»Das Team kenn ich.« Er ist an mich rangerückt und redet leise. »Der eine trinkt nur Tee. Und der andere kann meinen Kaffee haben.«

»Danke«, sage ich und hab die Nummer von vorhin am Telefon sofort vergessen. Stepanovic ist im letzten halben Jahr zum zuverlässigen Problemlöser geworden, im Großen wie im Kleinen, so jemandem kann man ja sehr viel verzeihen. Ich gehe mit den zwei übrigen Pappbechern zu den Polizisten in Uniform rüber.

»Automatenkaffee?«

»Danke, nett von Ihnen«, sagt der eine, »aber ich hatte die Nacht auf der Wache literweise davon, noch einer, und ich fall um.«

Der andere sagt: »Ich bin Teetrinker.«

Dabei zwinkert er, als wären wir im Frühstücksfernsehen.

»Ja, nee«, sage ich, »dann, äh ... alles klar.«

Sie machen weiter unfassbar motiviert ihre Sachen. Ich stelle mich wieder zu den Kollegen ohne Uniform und drücke Stepanovic einen Kaffee in die Hand, den er jetzt doch ganz gern nimmt. Die scharfen Furchen in seinem Gesicht werden plötzlich ganz weich.

»Jemand Zucker?«, frage ich, und krame in meinen Manteltaschen. »Milch gab's nicht.«

Die jungen Kollegen sehen Stepanovic und mir etwas angeekelt dabei zu, wie wir zu viel Zucker in unseren Kaffee rühren. Sie trinken schnell einen Schluck und lecken sich über die Lippen, als würde die Plörre nach irgendwas anderem schmecken als nach Metall und Pappe.